

# Blätter fürs Haus.

Beiblatt zur Saale-Zeitung.

Nr. 1.

Halle a. d. S., Sonntag den 4. Januar

1891.

## Die Grenzen des seelischen Lebens.

Wer möchte es heute als seine wissenschaftliche Ueberzeugung aussprechen, daß die Thiere keine Seele besitzen, sondern nur höchst kunstvolle Mechanismen oder Automaten seien, deren Bewegungen auf gewisse äußere Impulse hin gesetzmäßig, aber ohne Vermittlung von Bewußtseinszuständen erfolgen? Ein Ruf der Entrüstung gegen den hartherzigen Unmenschen würde sich aus den Reihen aller Thierfreunde, aller Gegner der Vivisektion erheben; der Vorwurf der äußersten Unwissenheit in Bezug auf das Thierleben würde noch der gelindeste Einwand sein. Und doch darf daran erinnert werden, daß im 17. Jahrhundert eine der verbreitetsten philosophischen Schulen, die kartesianische, in der engsten Beziehung zu der damaligen Naturwissenschaft stehend, die Behauptung des thierischen Automatismus mit großem Scharfsinne und gestützt auf seine Beobachtung der thierischen Lebensvorgänge vertrat, und daß diese Auffassung, so wenig wir sie heute unbedingt werden annehmen wollen, im historischen Zusammenhang einen unverkennbaren Fortschritt bedeutete. Erscheint sie doch erst als ein erster, wenn auch einseitiger Versuch, eine mechanische Betrachtungsweise erklärend auf Vorgänge anzuwenden, die vorher nur in ihrem allgemeinsten Verlauf beschrieben, aber nicht verstanden waren.

Der Streit um die Seele der Thiere begann in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts alle gebildeten Kreise in sein Interesse hereinanzuziehen: er spielt eine Rolle, wie etwa in unserm Jahrhundert der Streit um die thierische Abstammung des Menschen, mit welchem er auch die Erscheinung gemein hat, daß theologische Gesichtspunkte neben, ja vor den wissenschaftlichen entscheidend ins Gefecht geführt werden. Ueberall aber, wo der Kenner eine Zeit zwischen zwei entgegengesetzten Meinungen gepalmt sieht, findet er den Hinweis auf eine in der Sache liegende Schwierigkeit, und das Wesen der philosophischen Forschung bringt es mit sich, daß eine Anzahl ihrer Probleme jedes Zeitalter beschäftigen und nur in neuen Formeln, mit neuen Mitteln und auf breiterer Grundlage verhandelt werden. Es ist im gegenwärtigen Falle leicht, mit wenigen Worten den Punkt anzudeuten, worin der Sinn jener alten Kontroverse liegt und worin sie sich mit der gegenwärtigen Forschung berührt. Haben die Thiere eine Seele, d. h. psychische Zustände oder nicht? Wenn ja: müssen wir mit solchen die ganze Thierreihe ausgestattet denken, die ja durch die Entwicklungslehre als ein geneitisch eng zusammenhängendes Ganze erscheint, oder treten dieselben erst mit einer gewissen Entwicklungsstufe ein? Dem geliebten Vierfüßler, dem freundlich zwitschernden gefiedererten Zweiflüßler läßt man die Seele ungerne rauben; man liehe sie ihm, wenn er wirklich keine besitzen sollte. In Bezug auf die unteren Klassen des Thierreiches ist die Meinung viel schwächer; nur im buddhistischen Indien giebt es Thierschutzvereine und fromme Stiftungen zu Gunsten des Ungezieters: wohl die äußerste Konsequenz des allgemeinen Mitleids mit dem Lebendigen, wozu es die Menschheit je gebracht hat. Dies giebt bedeutsame Fingerzeige. Alle Besetzung anderer Wesen, die wir vornehmen, beruht auf einem Analogieschlusse: je schwächer die Analogie wird, desto mehr schwindet der Schein des Beseelten, desto dunkler wird uns die Möglichkeit fremden Innenlebens. Denn was seelische Zustände sind, weiß jeder nur aus der eigenen Erfahrung, wie sie das Selbstbewußtsein darbietet; von dem, was wir als Zustände unseres eigenen Leibes innerlich erleben, ausgehend, deuten wir die Zustände anderer Wesen; ohne diesen Schlüssel, läßt wir in uns selbst tragen, würde es für uns in der Welt nur mannichfach koordinirte Bewegungen geben.

Es ist nun die Frage: wie weit führt uns diese Analogie,

wenn wir nicht bei den hastigen Verallgemeinerungen des gewöhnlichen Lebens bleiben, sondern wissenschaftlich zu Werthe gehen wollen. Ich darf hier an einen anderen Begriff erinnern, den auch der gewöhnliche Sprachgebrauch gerne als gleichbedeutend mit dem Vorhandensein psychischer Zustände ansieht, den Begriff des Lebens. Lebendig sein und beseelt sein, das erscheint ja zunächst fast als selbstverständliche Gleichsetzung. Und doch denken sich beide Glieder nicht. Ein Baum muß seine Kohlen säure, sein Wasser, seine erdigen Salze, sein Ammoniak und alle übrigen Stoffe um sich haben, daß sie zugleich in Gegenwart von Licht und Wärme seine Oberfläche unmittelbar berühren; wenn dies nicht der Fall ist, stirbt er ab, d. h. die in diesem Pflanzenkörper verlaufenden Prozesse der Circulation stehen still. Wir sprechen von einem Leben der Pflanze; aber wir nennen die Pflanze doch nicht eigentlich ein lebendiges Wesen; wir sparen diese Bezeichnung für diejenigen Theile der organischen Welt, deren innere Anpassung an äußere Medien nicht auf der unmittelbaren Gegenwart und Verührung der letzteren beruht, sondern sich auch auf entferntere Beziehungen erstreckt und in willkürlichen Bewegungen äußert. Es giebt, so hat man gesagt, keine wahre Pflanze, welche zur Nahrungssuche Lokomotionsbewegungen ausführen kann; und andererseits giebt es kein Thier, welches nicht wenigstens während einer gewissen Zeit seines Lebens Ortsveränderungen und Lastbewegungen zum Nahrungserwerbe ausführt. Diese Lokomotions- und Lastbewegungen sind die ersten Bewegungen, auf welche man das Prädikat „psychisch“ anzuwenden pflegt, d. h. deren Zustandekommen man mit Bewußtseinserscheinungen verknüpft denkt. Die Grenze zwischen Thier und Pflanze bezeichnet daher im allgemeinen auch die Linie, an welcher wir die Erweiterung des Begriffes „Leben“ zu dem Begriff „bewußtes Leben“ vollziehen müssen. Allein so notwendig in aller Naturkenntniß derartige Grenzbestimmungen sind, so schwierig und unsicher sind sie auch. Da wir psychische Zustände außer uns nicht direkt beobachten können, so soll das Vorhandensein willkürlicher Bewegungen auf sie hinweisen. Läßt sich denn aber mit vollkommener Sicherheit entscheiden, ob eine wahrgenommene Bewegung willkürlich ist oder nicht? Dies ist sehr schwierig geworden, seitdem die fortschreitende Wissenschaft uns mit einer großen Klasse von Bewegungen des lebendigen Organismus bekannt gemacht hat, den sog. Reflexbewegungen, welche durch ihre zweckmäßige Tendenz den willkürlichen Bewegungen, durch ihren automatischen Charakter den rein mechanischen Bewegungen vermandt sind. Viele Physiologen sind in der That der Meinung, daß Reflexbewegungen ohne jedwede Bewußtseinserscheinung zustande kommen können und allein durch den Nervenmechanismus bedingt seien, in welchem sie durch äußere Reize ausgelöst werden. Beim Menschen freilich und bei den höheren Thiergattungen macht es keine Schwierigkeit, neben den zahlreich vorkommenden Reflexbewegungen einen ansehnlichen Spielraum willkürlicher Bewegungen zu erkennen, Bewegungen, bei denen eine Anpassung an so vielfache und entfernte Beziehungen der Außenwelt stattfindet, daß ihre Auslösung durch bloßen Nervenreiz ohne Vermittlung des Bewußtseins undenkbar wird. Aber je weiter wir in der Reihe der lebenden Wesen abwärts steigen, um so geringer wird die Komplizirtheit der organischen Struktur, um so beschränkter im gleichen Verhältnisse auch die Menge der äußeren Beziehungen, deren Auffassung die Thätigkeit des Organismus beeinflusst und um so unsicherer insolge dessen die Unterscheidung, ob die ausgeführten Bewegungen Bewußtseinszustände zur notwendigen Voraussetzung haben oder nicht.

Das solche Zweifel noch verstärkt, ist die in der heutigen Wissenschaft scharf ausgeprägte Tendenz der Unifizierung und die nicht zu leugnenden Erfolge dieser Tendenz. Ich meine das Bestreben, das Geschehen in der ganzen Erscheinungswelt auf mechanische Ursachen zurückzuführen, die psychischen Phänomene auf physiologische, diese auf chemische und zuletzt mechanische. Es ist ohne weiteres klar, daß diese Betrachtungsweise um so aussichtsreicher wird, je einfachere Verhältnisse vorliegen. Wenn ein Mensch die Herrlichkeiten eines reich-besetzten Buffets durchmustert und sich eine Anzahl Lieblings-speisen wählt, so wird man es kaum für mehr als einen bildlichen Ausdruck nehmen, wenn man hier „chemische Affinität“ als das die betreffenden Bewegungen Bestimmende bezeichnen wollte. Wenn aber die in einem Tropfen Meerwasser befindlichen Protozoen mit lebhaften Wimperbewegungen in ihrem Ozean herumschwimmen, kleinen Fremdkörperchen ausweichen und assimilierbare Stoffe ergreifen, während sie Ungeeignetes beiseite lassen; oder wenn wir gewisse dieser Thierformen das Licht meiden, andere gewisse Grade das Licht wenigstens eifrig suchen sehen; oder wenn, wie neueste Beobachtungen wahrscheinlich machen, auch hier an den äußersten Grenzen tierischen Lebens geschlechtliche Auswahl vor sich geht? Offenbar ist hier die Entscheidung nicht so leicht. Es giebt einen doppelten Standpunkt für die Beurteilung dieser Dinge. Man kann jene oben ange deutete Analogie mit dem menschlichen Bewußtsein und den Begriff der willkürlichen Bewegung herhaft bis in die äußersten Konsequenzen durchführen, wie jüngst ein französischer Forscher gethan, Alfred Binet\* und den Satz vertreten, daß alle wesentlichen Erscheinungen und Äußerungen psychischen Lebens schon auf den untersten Stufen des Thierreichs vorhanden sind. Das psychische Leben in dem Grundgerüst seiner Funktionen, nämlich als unterscheidende und beziehende Thätigkeit, beruhend auf Empfinden, Fühlen, Wollen, erscheint diese Betrachtungsweise hinreichend bis in jene Welt des Kleinsten, welche überhaupt nur dem bewaffneten Auge sich erschließt und für welche der Inhalt eines Litergefäßes schon die Unendlichkeit bedeutet. Im Dienste dieses Gedankens hatte Binet eine große Menge von eigenen und fremden Beobachtungen über das Leben der Protozoen, über ihre Sinnes- und Bewegungsorgane, über die Vorgänge ihrer Ernährung und Fortpflanzung zu einem Bilde vereinigt, dessen Hauptzüge für den Freund der Naturforschung auch

\* „La vie psychique des microorganismes.“ Etude de psychologie expérimentale. Paris 1888. Außer der im Buchhandel bereits verfügbaren französischen Ausgabe eine englische Uebersetzung von M. Cormack (London, Longmans, Green u. Co.) mit einer neuen Vorrede des Verfassers.

dann Interesse haben, wenn ihm manche Deutungen des Verfassers zu gewagt erscheinen.

Und in der That darf Eines bei der Schilderung dieses tierischen Kliput nicht vergessen werden: die winzige räumliche Ausdehnung der Verhältnisse, die es oft so gut wie unmöglich macht, zu entscheiden, ob es sich bei den beschriebenen Vorgängen um einfache Reaktion auf Berührung oder um Anpassung an entferntere Beziehungen handelt. Für vieles, was hier als unzweideutiger Beweis psychischen Lebens angegeben wird, wird der Chemiker aus seiner Werkstätte ohne Mühe Analogien beizubringen in der Lage sein: auch die nicht-organisierte Moleküle scheint sich „zu lieben und zu hassen“, hier eine Verbindung mit anderen Stofftheilchen eifrig zu suchen, dort eine andere Verbindung beinahe ängstlich zu fliehen, und der verzirpte Ausdruck „Wahlverwandtschaft“ oder „chemische Verwandtschaft“ deutet ja verständlich genug an, daß die Analogie des Psychischen selbst diesem Thatsachenreife nicht völlig fern liegt. Tritt man aber in das Gebiet pflanzlichen Lebens ein, so begegnet man in den neuerdings so vielfach studirten Erscheinungen des Heliotropismus und der Irritabilität des Pflanzenkörpers (Einfluß des Lichtes auf die Stellung von Blättern und Blüten, Empfindlichkeit von Pflanzen gegen Verhürung, Insektenfang von Pflanzen u. dgl.) einer Gruppe von Bewegungen, welche ebenfalls auf der Grenze zwischen rein physiologischen und willkürlichen Bewegungen zu stehen scheinen, und für welche doch niemand den Charakter des Bewußtseins in Anspruch nimmt. Es ist unter diesen Umständen wohl begreiflich, daß gegenüber der von Binet vertretenen Anschauung von der Einheit des psychischen Lebens im gesamten Thierreich auch solche Meinungen unter den heutigen Forschern Vertreter finden, welche auf die Notwendigkeit einer mannigfaltigeren Abstufung und auf das Vorhandensein großer Verschiedenheiten in der psychischen Ausrüstung der einzelnen Hauptgruppen des Thierreichs hinweisen. Der hervorragendste unter diesen Gegnern Binets ist der Engländer G. Romanes, von dem wir eine Reihe trefflicher Arbeiten zur Thierpsychologie besitzen. Die bekannteste derselben ist auch in deutscher Sprache zugänglich geworden.\* Man wird wohl thun, sie einstweilen über dem Studium Binets nicht zu vernachlässigen.

Prag.

Fr. Jodl.

\* G. Romanes: Die geistige Entwicklung im Thierreich. Nebst einer nachgelassenen Arbeit über den Instinkt, von Darwin. 1885. Eine interessante Polemik zwischen Romanes und Binet steht in der amerikanischen populär-philosophischen Zeitschrift „The Open Court“; Chicago; N. 98, 116, 127.

### Das Anrichten der Speisen.

Mit der zunehmenden Kultur verfeinern sich Lebensbedürfnisse, Lebensgewohnheiten, der Geschmack und das Wohlgefallen an Speisen. Die einfachen, kräftigen Gerichte aus der besseren Hausmannskost werden je länger je mehr von feinen Gemüsen, von raffiniert zubereiteten Fleischmaaren, von delikaten, fremdländischen Obst, von zartem lockeren Gebäck verdrängt. Wie groß sind die Wandlungen der Tafelgeräthe seit jener Zeit, als den alten Deutschen und Galliern Wildhäute als Tischtuch dienten. In späterer Zeit benutzte man lederne Decken zu diesem Zweck, an deren Stelle erst im 16. Jahrhundert leinene Tischtücher traten. Im 13. Jahrhundert kamte man wohl große Tischmesser zum Zerlegen der großen Fleischstücke, im persönlichen Gebrauch der Tischgäste aber waren sie noch sehr selten. Man nahm ein Stück Fleisch in die Hand und biß davon ab. Löffel fand man nur bei einzelnen Brei essenden Völkern, z. B. den alten Germanen, welche Hafermus sehr liebten. In Italien, dem alten Kulturland, aß man später mit Holzstäbchen. Erst im 14. und 15. Jahrhundert kamen Messer und Gabeln allgemein in Gebrauch. Die ersten Zeller waren flache Steine, später nahm man große Brotscheiben. Dann machte man hölzerne und später Zinneller. Diese haben sich noch bis ins 18. Jahrhundert in begüterten Familien erhalten, obgleich man bereits zu Ende des 17. Jahrhunderts von thönernen und dann von Steingut- und Porzellanellern speiste. Jetzt wird mit dem Tafelservice großer Luxus getrieben, aber diesem soll hier nicht das Wort geredet werden, nur das gefällige Arrangement des sauber und glänzend geputzten Tafelgeräths sei den Hausfrauen empfohlen,

nicht bloß für den Gast, — auch für den einfachen Familiensitz. Dasselbe gilt auch für das geschmackvolle, zierliche Anrichten der Speisen. Dies regt Appetit und Trost an und ist so leicht auszuführen ohne luxuriöse Weigaben. Die einfachsten Gemüße mit der täglichen Portion von gekochtem Fleisch, der billige Fisch und der Braten, der in vielen Familien nur am Sonntag auf den Tisch kommt, lassen sich ohne besondere Kosten einladend und gewissermaßen festlich anrichten. Ein großes, gekochtes Fleischstück bestreut man mit geriebener Semmel und legt einige Zweige grüner Petersilie daneben und zwischen letztere die zu Blumen ausgeschüttelten, in der Suppe gekochten Mohrrüben und Petersilienwurzel. Gemüse umträgt man mit Fleischscheiben oder rund geschälten Kartoffeln oder kleinen Klößen, um den Fisch legt man einen Kranz von Petersilie oder Kresse oder abwechselnd einzelne Felber von gekochten Eiern, Meerrettigspänen, fein gekochter Raute, auch wohl einige Zitronenviertel dazu. Die verschiedenen Salatschüsseln verzieren man mit abtrocknenden Farben von grünen Kapuzen, Kohlkohl oder Kohlraben, mit gerollten Sardellen, Scheiben von Wurst, von Eiern oder von Citronen, mit kleinen Pfeffergurken, eingelegten Kürbissen. Die Kotelettes sehen viel appetitlicher aus, wenn der Knochen mit einer gefranzten Papiermanschette umhüllt ist. Beefsteaks umlegt man mit gebratenen, kleinen runden Kartoffeln. Ein Kranz von solchen Kartoffeln läßt auch den Braten opulenter erscheinen, wenn man nicht die Mühe scheut, kleine Portionen von Gemüsen in abtrocknenden Farben in Felbern abwechselnd auf den Rand der Bratenschüssel zu legen, z. B. gedämpfte

keine Pilze, Spargelstücken, grüne Erbsen oder die pikanten Zugaben von eingelegten Perlzwiebeln, von Zuckergurken und mixed pickles. Alle diese Niermittel sind in einem geordneten Haushalt in den meisten Fällen vorrätig oder wenigstens mit geringen Kosten zu beschaffen und der geschickte Gebrauch derselben zeugt von der Richtigkeit der Hausfrau, von dem Sinn des Hauses und befähigt gewissermaßen das neu gestaltete Sprichwort: „Sage mir, was und wie du issest, und ich weiß, wer du bist.“ Mag immerhin auch das andere Sprichwort zu Recht bestehen: „Hunger ist der beste Koch,“ es ist dennoch nicht zu leugnen, die Sinne Schmecken, Sehen, Riechen stehen

in enger Beziehung zu einander, und das schönheitsdürstige Auge jekt allezeit mit zur Tafel. Je feiner gebildet Sinn, Denkart, Lebensweise des Menschen, der Familie ist, desto mehr verlangt man Gefälligkeit der Form von der Umgebung. Es ist eine anmutigende Sitte, daß die Französin, selbst in kleinen bürgerlichen Familien, je nach der Jahreszeit eine Schale mit Blumen oder ein mit Weinlaub befranztes Körbchen voll Obst auf die Familientafel stellt. Würde dies in Deutschland nicht auch die Mahlzeit verschönern, sie angenehmer, gemüthlicher machen, das Familienleben anregen? S. Roberts.

**Landwirtschaftl. Garten.**

**Ist Gerstenstroh ein gutes Futter?** Ueber den Werth seiner Stroharten sind die Ansichten so verschieden wie über den des Gerstenstrohs. Der eine lobt es ungemein, der andere sagt, die Thiere bekommen Kräfte nach demselben um. Es ist diese Thatsache sehr erklärlich, denn keine andere Strohart wechelt so in der Zusammenziehung wie das Gerstenstroh, so z. B. schwankt der Gehalt an Rohweiß zwischen 2 und 16 Proz., der an Rohfett zwischen 2 und 3 Proz. u. s. w. Bodenart, Düngungszustand des Bodens, Entwitterung, Sorte u. s. w. bestimmen die Güte. Ganz besonders aber ist das Alter des Strohes von Einfluß, denn kein Raufutter verdirbt so schnell wie das Gerstenstroh; es sollte daher nur frisch verfüttert werden. Altes Gerstenstroh ist meistens von Pilzen befallen, welche auf den Gesundheitszustand der Hausthiere von den unangenehmsten Folgen sein können. Besonders ist darauf zu achten, daß beim Dreschen die Grannen ordentlich aus dem Stroh geschüttelt werden, denn diese ruhen mit ihren Widerhaken leicht Verletzungen an den Mundtheilen hervor, welche zu Holzungen, Wunden am Kopfe (namentlich beim Rindvieh) und Actinomycose (Strahlenpilzkrankheit, bei welcher die Kieferknochen schwammig aufgetrieben werden) Anlaß geben.

bestimmung, welche es ermöglicht, den prozentigen Fettgehalt in Milch, Magermilch und Buttermilch ohne Anwendung einer chemischen Waage ebenso genau wie durch die sogenannte Gewichtsanalyse zu bestimmen. Das Verfahren muß gefahrlos, billig und womöglich so einfach in der Ausführung sein, daß es zur Bestimmung des Fettgehaltes der Milch der einzelnen Kühe für Züchtungszwecke im großen verwendbar ist.

**Edelfischzucht.** Um den Nachweis zu führen, daß die Abwässer der Kieselwässer ohne Nachtheil für die Fischzucht in die öffentlichen Gewässer geleitet werden können, hat die Stadt Berlin fünf Fischteiche für Edelfischzucht auf den Kieselwässern bei Malchow angelegt. Sie haben eine Breite von 20 m bei einer Länge von etwa 50 m und werden mit drainirtem Kieselwasser, also mit demjenigen Wasser gespeist, welches nach erfolgter Filtration durch den Boden aus den Drainröhren abfließt. Nach mehrjährigen Versuchen sind, wie das „Centralblatt der Bauverwaltung“ berichtet, im letzten Jahre vortreffliche Erfolge erzielt worden. Die Teiche waren bepflanzt worden mit Bachforellen, Regenbogenforellen, Felchen und Karpfen. Die Fische gediehen vortreflich. Zweifelnmerige Bachforellen hatten eine Länge von 22 cm erreicht und an ihrem Wohlgeschmack nichts eingebüßt. Die Pflanzen niedriger Ordnung, welche in dem gefilterten Kieselwasser leicht und in großer Menge sich bilden, haben der Fischzucht keinen Eintrag gethan, vielmehr die Entwicklung der niederen Thierarten, welche den Fischen als Nahrung dienen, begünstigt. Es darf hieraus der Schluss gezogen werden, daß das drainirte Kieselwasser auch den Fischen in den öffentlichen Gewässern keinen Schaden zufügen wird, also unbedenklich in dieselben abgelassen werden kann.

**Rotlauf oder andere Krankheit?** Diese Frage ist bei der großen Sterblichkeit unter den Schweinen für jeden Schweinezüchter von großer Wichtigkeit, weil es sehr häufig vorkommt, daß Schweine, welche mit rothen Flecken behaftet sind, für „rotlaufkrank“ gehalten, und in dem Glauben, sie seien doch nicht zu heilen, getödtet werden. — Bei diesen Krankheiten, wo eine Rothfärbung der Haut oder rüthliche Flecken vorhanden sind, unterscheidet man drei wesentlich verschiedene Krankheiten, nämlich: Bläschen-Ausschlag, Rotlauf und die Schweinepustel. Bläschen-Ausschlag ist eine nur in den oberen Schichten der Haut sichtbare Hautentzündung, die in Gruppen oder in vereinzelt runden, harten und scharf begrenzten Flecken hervortritt. Gewöhnlich erreichen die Bläschen die Größe eines Einmorkstüchtes und befinden sich an beiden Seiten des Rückens, selten an den Ohren, und zwar an der Hautoberfläche. Schneidet man sie mit einem scharfen Messer durch, so tritt eine bläurothe Flüssigkeit heraus, ein Beweis, daß hier von einer Infektionskrankheit keine Rede sein kann. Nach Verlauf von etwa drei Tagen verschwinden die Flecken, falls gleich die erforderliche Behandlung eingeleitet wird (siehe meine Drochüre über „Rotlauf und Schweinekrankheiten“, die in den meisten Buchhandlungen zum Preise von nur 60 Pf. zu haben ist). Bei späterer Behandlung trodnen die Bläschen aus und hinterlassen Schorven, die man gewöhnlich mit Quaddeln bezeichnet. Es kommt aber auch vor, daß infolge Vernachlässigung der Behandlung größere oder kleinere Hautpartien brandig absterben. Schreiber dieses sah vor kurzem, daß im letzten Falle bei einem Schwein beide Ohren abgestorben waren. Anfänglich wurden die Ohrlappen roth, dann dunkelroth, kalt und lederartig, rollten sich etwas auf und fielen ziemlich nahe am Kopf ab. — Beim Bläschen-Ausschlag ist eine geringfügige, kaum sichtbare Hautanschwellung vorhanden, die infolge Störung der Zellgewebe in der Oberhaut hervorgerufen wird. Die Thiere fiebern unerheblich, zeigen verminderten Appetit, sind weniger munter, lassen den Schwanz schlaff herunterhängen und befinden Saustluft; der Stuhlgang ist unterdrückt. v. Keneffe.

**Das Alpenglöckchen (Soldanella alpina).** Mit nachfolgendem möchte ich die Aufmerksamkeit der geehrten Leser auf eine der niedlichsten Bewohnerinnen der hohen Alpenregion lenken, welche es so recht verdient, der Vergessenheit entziffen zu werden. Mit Ausnahme der Gärtnererei, wo die Kultur der Alpenpflanzen als Spezialfach betrieben wird, findet man Soldanella alpina nur noch äußerst selten in älteren Herrschafts- und Privatgärten. Diese zu den Primulaceen gehörige Alpine, Alpenglöckchen oder auch Alpenroddeblume genannt, steigt in ihrer Heimath bis zur Schneegrenze empor und ist daher bei uns als Kalthauspflanze zu behandeln, ja in milderen Gegenden hält sie sogar unter leichter Decke im Freien aus. Die kleinen nierenförmigen, glänzendgrünen Blätter sind dickfleischig und bilden einen eleganten Busch, über den sich die 10 bis 12 cm hohen Blütenstängel erheben, welche gewöhnlich zwei Blumen in Glockenform und blauer Farbe tragen und mit ihrem winnig gechlitzten Saume kleinen Troddeln gleichen. Soldanella alpina verlangt im Freien halbschattigen, gleichmäßig feuchten Standort und sandige Laub- oder Haudeerde und ist am vortheilhaftesten in künstlichen Fels- oder Steingruppen zu verwenden. Hier erscheinen die niedlichen Blumen in Menge in den Monaten Mai und Juni. In Töpfen kultivirt, muß ihnen eine gute Drainage gegeben werden und sind sie frostfrei zu überwintern. Stellt man sie dann im Februar ans Zimmerfenster, so wird man sich schon im März der reizenden Blumen zu erfreuen haben. — Die Vermehrung geschieht im Oktober durch Theilung älterer Pflanzen.

**Einen Preis von 30,000 M. hat der berliner Milch-wirtschaftliche Verein ausgesetzt für eine neue Art von Fett-**

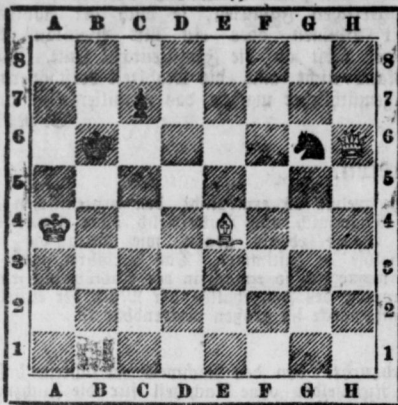
**Hauswirtschaftl. Gesundheitspflege.**

**Um nasse Stiefel zu trocknen,** empfiehlt es sich bekanntlich nicht, dieselben auf den Feu zu legen, da das Leder hier sehr leidet; um dieselben schnell zu trocknen, empfiehlt es sich vielmehr, dieselben mit einer Substanz zu füllen, welche die Feuchtigkeit gut an sich zieht, als solche sind z. B. Getreidekörner zu empfehlen, ganz besonders Hafer. Füllt man die Stiefel abends mit demselben und stellt sie in die Nähe des Ofens, so sind sie morgens trocken. Der Hafer wird tags getrodnet, um abends wieder benutzt zu werden. Das Eindringen der Feuchtigkeit kann man außer durch Einnetten besonders dadurch verhüten, daß man die

Sohlen der neuen Stiefel, sowie die Fugen zwischen Sohle und Oberleder vor dem ersten Gebrauch wiederholt mit gereinigtem Leinölsirup trinkt. Der erste Gebrauch darf dann erst stattfinden, wenn der Firnis völlig eingetrodnet ist.

**Gefrorenes von Punsch.** 1/3 l Weißwein, der Saft von 5 Citronen, die abgeriebene Schale einer Citrone, 1/2 l kaltes Wasser, 2 Weingläser Traß und 1 Pfund geriebener Zucker werden 20 Minuten ununterbrochen gerührt. Dann giebt man 100 g Eiweiß dazu und läßt die Flüssigkeit gefrieren.

**Schach.**  
 Bearbeitet von E. Schallopp.  
 Aufgabe Nr. 455.  
 Von E. Greenfelds.



WeiB zieht an und setzt im 3. Zuge matt.  
 Der vorstehenden Aufgabe wurde in einem amerikanischen Problemturnier der zweite Preis zu theil. Beim Preisansprechen war die Bedingung gestellt, daß nur die obigen sechs Steine Verwendung finden sollten.

**Aufgabe Nr. 456.**

Von S. v. Duben in Lundströma (Schweden).  
 (Im Problemturnier des British Chess Magazine preisgekrönt.)  
 WeiB (9): Kh4; Dh2; Td6, h1; Lg3; Sa5, b6; Ba3, d2.  
 Schwarz (9): Ke5; Tb8; Le3, g1; Sa6; Bd4, e8, g4, h2.  
 WeiB zieht an und setzt im 2. Zuge matt.

**Partie Nr. 335.**

Zweite Partie des Wettkampfs, gespielt zu New-York im Dezember 1890.  
 Spanische Partie.

Gunsberg. Steinig.  
 1. e2-e4 e7-e5  
 2. Sg1-f3 Sb8-c6  
 3. Lf1-b5 d7-d6  
 Dies ist eine der ältesten Verteidigungen der spanische Partie. Sie ist nicht besonders kräftig, aber sicher.  
 4. e4-e3  
 Die neuere englische Schule lehnt diesen Vorberereitungszug, im allgemeinen aber gilt 4. d2-d4 für härter.  
 4. ... Lc8-d7  
 Nächstes ist f7-f5, womit Schwarz einen Gegenangriff zu erlangen versucht.  
 5. O-O Sg6-e7  
 6. d2-d4 Se7-g6  
 7. d4-d5  
 „The Field“, dem wir einen Theil der Anmerkungen entnehmen, erachtet dieses Vorgehen als lediglich für Schwarz günstig und würde 7. Le1-e3 nicht ehen. 8. Sb1-d2 vorziehen.  
 7. ... Sc8-b6  
 8. Lb5-d7+  
 Dieser Austausch fördert die Entwicklung des Gegners. 8. Lb5-d3 sollte gesehen.  
 9. Sb1-a3 Sb8-d7  
 WeiB spielt die Partie gar nicht gut.  
 9. e3-e4 heißt 10. Sb1-c3 war die richtige Fortsetzung.  
 9. ... Lf3-e7  
 10. Sa3-e2 Sd7-e5  
 Schwarz eröffnet bereits den Angriff.  
 11. Dd1-e2 Dd8-d6  
 12. h2-h4  
 Dies schwächt den Damenflügel und sollte durch 12. h2-h3 (bezügliche Abwechslung der Dame von g4) ersetzt werden.  
 12. ... Se5-e4  
 Der Springer steht nun ebenso anstrengend, wie zuvor.  
 13. Le1-d3 O-O  
 Dd7-g4 könnte WeiB mit 14. Sf3-d4 oder auch mit 14. Se2-e3 (Sg6-f4 15. De2-b5) beantwortet.  
 14. e3-e4  
 Dies schwächt den Damenflügel noch mehr. Aber auch 14. Se2-e3 ist wegen Sg6-f4 nicht empfehlenswerth, und 14. g2-g3 würde dem König zu sehr entbehren.  
 14. ... f7-f5  
 15. e4-e5 Dd7-f6  
 16. Ta1-e1  
 Falls 16. Se2-e3, so Sg6-f4 17. De2-d1 Df6-d7 mit guter Angriffstellung für Schwarz.  
 16. ... Ta8-e8  
 Dies giebt dem Nachziehenden Gelegenheit zu einem alsbald entscheidenden Angriff; doch steht Schwarz ohnehin längst besser.  
 17. ... Le7-g5  
 18. g2-g3  
 18. Ld2-g5; Df5-g5; 19. Se2-e3 sieht hier notwendig.  
 18. ... Sa4-e3  
 Damit erobert die Qualität, und der Gewinn ist nun nur noch eine Frage der Zeit.  
 19. Ld2-e3; Lg5-e1;  
 20. Se1-g2; Df5-f3;  
 21. De2-f3; Tf8-f3;  
 22. Sg2-e3; Le1-e3;  
 23. Se2-e3; Te8-f3;  
 24. Kgl-g2; e7-e6;  
 25. Le3-b4; e6-d5;  
 26. Se3-d5; Tf3-d3;  
 27. Lb2-c1; b7-b5;  
 28. Sd5-e3; h5-e4;  
 29. Se3-e4; Td4-b4;  
 30. Sc4-e3; Td4-b4;  
 31. Tf1-a1; Tb4-b1;  
 32. Le1-a3; Tb1-d1;  
 33. Se3-d1; Tf3-d3;  
 34. f2-f3; d6-d5;  
 35. Sd1-c3; d5-d4;  
 36. Se3-e4; Td8-b8;  
 37. h2-h4; h7-h5;  
 38. Kg2-f3; Tb8-b1;  
 39. La3-d6; Tb1-b2+  
 40. Kf3-e1; 1 b2-a2;  
 WeiB giebt die Partie auf.

**Lösungen.**

Aufgabe Nr. 450. Von E. G. Saw's in London. WeiB (6): Ke7, Dg3

Für die Redaktion verantwortlich: J. K.: Albert Seeling in Halle.

La3, Sd6, e1, Be4; Schwarz (11): Kd4, La7, h1, Sd1, d8, Bb3, e3, e5, e6, g6, g7; 3 Züge.

- Die vom Verfasser beabsichtigte, höchst feine Lösung ist folgende:  
 1. La3-c1 Lh1-e4  
 2. Dg3-d3+ Le4-d3; Kd5-e5  
 3. Se1-f3, Dd3-e4: ♣.  
 1. .... Lh1-f3  
 2. Dg3-e5+ Kd4-e5;  
 3. Se1-f3+.

Auf alle anderen Gegenzüge (nur 1. .... Sd1-b2, e3, f2 zieht sofortiges Matt durch 2. Le1-e3 oder 2. Dg3-e3 [!] nach sich) folgt 2. Dg3-g4+ Kd4-e5 (Lh1-e4) 3. Se1-d3 (Dg4-e4) ♣ zum 3. e; bei 1. .... g5-g4 oder Sd8-f7 kann Weiß auch mit 2. Dg3-f4+ bzw. 2. Dg3-d3+ fortfahren.

Richtig angegeben von Fritz Höpfer in Leipzig.  
 Die Aufgabe läßt eine zweite Lösung durch 1. Sd6-f5+ Kd4-e4! 2. Dg3-g4+ Kd4-e5 3. Se1-d3+ zu; durch Berührung des Kg7 nach g6 ober, falls g7 aus irgend welchen Gründen notwendig sein sollte, durch Stützauflage eines schwarzen Bg8 ließ sich diese Nebenlösung — angegeben von Georg Stupprecht in Bremen — unseres Dafürhaltens beseitigen.

Dagegen ist 1. Dg3-g1+ nicht ausreichend. Allerdings folgt auf 1. .... Kd4-e5 sofort 2. Se1-d3+; aber nach 1. .... Sd1-e3! 2. Dg1-h1: vermag Schwarz durch Se3-d5+ oder auch Se3-g2 das sofortige Matt noch zu verhindern.

Schachspiel Nr. 60. Von J. Berger in Graz. Weiß (4): Kf7, Lf6, Bg5, h6; Schwarz (3): Ke6, Tf3, Bh7. Schwarz ist am Zuge; die Frage ist, ob eine von beiden Parteien den Gewinn erzwingen kann.

Der Verfasser führt durch folgende Darlegung den Beweis, daß Remis der allein erreichbare Ausgang ist:  
 1. .... Ke6-d7  
 2. Kf7-g7  
 3. g5-g6 h7-g6; 3. h6-h7 würde nur ausreichen, wenn der schwarze Turm auf h4 stände und daher nicht in die h-Dirke gezogen werden könnte.  
 2. .... Kd7-e7  
 3. Kf7-h7: Tf3-f6:l  
 4. g5-g6  
 Oder 4. g5-f6: Ke6-f7! 5. Kh7-h8 Kf7-f8 ac. mit Remisfuß.  
 4. .... Tf6-f6!  
 5. g6-f7: Ke6-f7: das Remis liefern, nach 5. g6-g7! aber den Verlust nicht anhalten: 5. .... Ke6-f6 oder Tf7-a7 6. Kh7-h8! und getunnt.  
 5. Kh7-g7  
 5. g6-g7 Ke6-f7 mit Ausgleich.

5. .... Tf3-a8  
 6. h6-h7 Ke6-f6!  
 7. Kf7-h6  
 Falls 7. h7-h8D, so Ta3-h8:  
 8. Kf7-h8: Kf5-g6: =; falls dagegen 7. Kf7-f7, so Ta8-a7+ 8. Kf7-g6 (f6) Kf5-g6: 9. h7-h8S+ Kg6-f6 und Schwarz gewinnt das Spiel.  
 7. .... Ta8-a1  
 8. Kh6-g7  
 Oder 8. h7-h8D Ta1-h1+ 9. Kh6-g7 Ta1-h8: 10. Kf7-h8: Kf5-g6:!. Dagegen folgt auf 8. g6-g7 oder 8. Kh6-b5 sofortiges Matt auf h1.  
 8. .... Ta1-a7+  
 9. Kf7-h6 Ta7-a1  
 Remis.

**Schachbriefkasten.**

(Schreiben zu richten an E. Schallopp, Steglitz bei Berlin.)

Bremen (G. St.). Lösung zu 451 jetzt richtig; wegen 450 f. o. Was 446 anlangt, so wird 1. Tb3-c3 selbstverständlich mit b4-b3 beantwortet, worauf Weiß das Matt im 3. Zuge nicht erzwingen kann. Setzt er den Gegner matt, so erfüllt er die ihm gestellte Aufgabe nicht, die mattsuzugehen verlangt.

**Räthsel.**

**Neujahrs-Räthsel.**

Von W. G. in Halle.

Wit	ist	jaßr	was	gen	fest	den	gü
mit	wahr	litt	schloß	ben	die	den	und
fest	nene	sch	mutzig	alles	ten	gel	rossen
und	den	ent	ins	sen	schau	für	schilt

**Geographisches Silbenräthsel.**

Von W. G. in Halle.

i na he su a ox den vor ga niz al ta ler ra ni man ea da sa za mei

kin mi va nau ford il la ti dan ja wol.  
 Aus den obigen 32 Silben sind dreizehn Wörter mit folgender Bedeutung zu bilden:

1. Insel im Bodensee, 2. asiatischer Gebirgszug, 3. eine der Sundas-Inseln, 4. Stadt in England, 5. Stadt in Schottland, 6. Fluß in Rußland, 7. Nebenfluß der Donau, 8. das nördliche Centralafrika, 9. hantische Provinz, 10. Küstenort in Deutsch-Ostafrika, 11. erste Stadt an der Südpolstische Arabiens, 12. Nebenfluß des Rheins, 13. klimatischer Kurort.

Sind die richtigen dreizehn Wörter gefunden, so nennen die Anfangsbuchstaben derselben einen um das Ansehen und die Ehre des deutschen Namens hochverdienten Mann.

Ausführungen folgen in nächster Nummer.

Ausführungen der Räthsel in voriger Nummer:  
 Der Charakter: Saubhüttenfest.

Dank und Verlag von Otto Seidel in Halle a. d. S.